

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Weltbegebenheiten [20 Bilder; Becker, Karl]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Weltbegebenheiten.

Vom Juni 1885 bis zum Juni 1886.



„Ja so, die Weltbegebenheiten!“
Dem Sinkenden schwindelt schon beim Anblick der großen Kiste, in die er alles hineinstopft, was er im Laufe des Jahres an Weltbegebenheiten gesammelt hat. Acht Tage

könnte er seinen Ofen mit Weltbegebenheiten heizen. Da heißt's, das Grobzeug sichten von der leichten Spreu. Sein liebes Vaterland

Deutschland

ist natürlich das Hauptstück, ihm gebührt der Ehrenplatz, und die übrigen Groß- und Kleinmächte sollen sehen, wie sie unterkommen.

In dem verfloffenen Jahr ist Deutschland gottlob! von dem „männermordenden“ Kriege verschont geblieben, obgleich es rings um uns herum öfter recht bedenklich weterleuchtete. Bismarcks gewaltiger Hand ist es wieder gelungen, mit eisernem Griff die Bestie des Krieges zu bändigen. Sollte aber das Wetterleuchten einmal zu wirklichem Donnerwetter werden, das seine Blitze gegen uns schleudert, so haben wir treffliche Blitzableiter an den Bajonetten unserer braven Soldaten. Dem deutschen Volke ist es darum heilige Pflicht, seine Blitzableiter in gutem Stande zu erhalten.

So war es unserm greisen Kaiser Wilhelm vergönnt, in Frieden und in ungetrübter Freude nicht nur am 3. Januar das 25jährige Jubiläum seiner Regierung als König von Preußen, sondern auch am 22. März in voller körperlicher und geistiger Frische den ersten Schritt in sein neunzigstes Lebensjahr zu feiern.

In sein neunzigstes Lebensjahr! — Und Kaiser von Deutschland, der mächtigste Herrscher auf diesem

Erster Volkstalerer für 1887.

Erdenrund! Der geliebteste und der gefürchtetste, — vor allem aber der geehrteste! Und welche Vergangenheit! Mit siebenzig Jahren, wenn andere Menschenkinder ermüdet ins Grab sinken, hat er begonnen und in zwanzig Jahren ein Stück Weltgeschichte gemacht, das Jahrhunderte verherlichen könnte! Es giebt noch Wunder auf dieser Welt!

Der Kaiser hatte gewünscht, sein Wiegenfest im engern Familienkreise zu feiern. Aber es giebt eine Liebe, die sich selbst von einem Kaiser nicht verbieten läßt, und die Liebe des deutschen Volkes unjubele an diesem Tage seinen Kaiser, die Potentaten Europas beglückwünschten ihn, die Kanonen donnerten drein, — ein Wiegenlied, eines großen Kaisers würdig. Orden und Ehrenzeichen wurden mit vollen Händen ausgestreut, die höchste Ehre aber hat Fürst Bismarck genossen: Angesichts der glänzenden Versammlung umarmte der Kaiser seinen Kanzler und küßte ihn auf beide Wangen.

Auch der Graf Moltke hat einen Kuß bekommen. Nun, der hat ihn auch wohl verdient.

Reichstag.

Der Reichstag hat vom 15. November 1885 bis zum 10. April 1886 getagt.

Aber ehe der Sinkende über seine Thätigkeit erzählen will, muß er den Reichsboten eine kleine Moralpredigt halten.

Da ist vor allem die zu nehmende Beschluß-

unfähigkeit des Reichstages. Es ist Thatsache, daß mehr beschlußunfähige als beschlußfähige Sitzungen stattgefunden haben: die leeren Bänke gähnten vor Langerweile und sehnten sich vergebens, von ihren Herren warm gefessen zu werden. Einen Vorteil haben nun zwar diese leeren Bänke; sie können keine Reden halten; da sie aber nur Sitz und keine Stimme haben, so können sie auch nicht abstimmen und keinen Hammeisprung machen. Das ist der Fehler, sonst könnten die lässigen Volksvertreter auch fernherhin durch Abwesenheit glänzen.

Es wäre angezeigt, vor Ende des Reichstages eine Präsenzliste zu veröffentlichen, damit das Volk seine Leute kennen lernt.

Und nun noch etwas über den parlamentarischen Anstand. Die Reichsboten sind doch alle einst auf den Schulbänken gefessen, und alle wissen, daß man sich in der



Angesichts der glänzenden Versammlung umarmte der Kaiser seinen Kanzler und küßte ihn auf beide Wangen.

Schule anständig aufführen mußte, sonst kam man auf die Gelsbant zu sitzen oder wurde eingeperrt. Viele von den ehemaligen Schulbuben scheinen aber vergessen zu haben, daß sie sich im Reichstage als Männer mindestens ebenso anständig zu benehmen haben

wie einst auf den Schulbänken, obgleich es im Reichstage keine Eselsbank und keinen Karzer giebt.

Ein sehr beliebtes Mittel unierer augenblicklichen Reichstagsmehrheit, einen ihr unbequemen und gefährlichen Redner einer Gegenpartei zu bekämpfen, besteht darin, ihn durch unartige Zwischenrufe, unmäßiges Gelächter, beleidigende Bemerkungen, Grunzen und Rischen in seiner Rede zu stören. Bei vielen „Rednern“ ist das „Grunzen“ die einzige rhetorische Leistung, deren sie sich rühmen können.

Da könnte ein schneidiger Präsident sich Vorbeeren und den Dank des Volkes erwerben.

Es giebt auch ideale Karzer und Eselsbänke.

So, nun wollen wir uns etwas näher mit dem Reichstage befassen.

In dem am 15. November 1885 wieder eingerückten Reichstage war die Luft schwül und mit Konfliktstoffen angefüllt. Das Centrum war es wieder, das gleich im Anfange durch eine „Interpellation“ Handel anfang. Das Seelenheil der Schwarzen in Afrika gab den Schwarzen im Reichstage willkommene Gelegenheit, wieder einmal gegen die Regierung Sturm zu laufen, weil

Bismarck nicht leiden will, daß die Jesuiten sich in die Kolonien einschleichen, um dort die Schwarzen noch schwärzer zu machen. Zwei französische Jesuiten mit den urfranzösischen Namen Weick und Stoffel haben's versucht. Die beiden müßten wieder heimwärts stoffeln.



„Die Jesuiten sind in dem weißen Deutschland verboten, folglich auch in dem schwarzen.“

Bismarck gab's ihnen!
„Die Jesuiten sind in dem weißen Deutschland verboten, folglich auch in dem schwarzen. Katholische Missionen mögen die Schwarzen weiß waschen, jesuitische Wäscherinnen aber dulden wir nicht. Und damit basta!“

Dieser Nasenstüber war stark genug, um die schwarze Perle von Neppen perzeln zu machen, aber die kleine Excellenz ist wie ein Holundermännchen, wenn sie auch einmal einen Purzelbaum schlägt, sie kommt stets wieder auf die Füße zu stehen.

Schon zwei Tage nachher, am 1. Dezember, saß der kleine Ritter wieder hoch zu Ross und Prensge in die Schranken für die armen — Polen. Preußen hatte nämlich im Laufe des Jahres ca. 30 000 Polacken, russische und österreichische Unterthanen, die in die preussisch-polnische Provinz Posen eingewandert waren, um die dortige Bevölkerung gegen die Regierung aufzuhetzen, wieder über die Grenze zurückpedieren lassen.

Darum sittliche Enttäuschung unter dem buntschillernen Fraktionsgemengel, welches an Windthorst's Rock-

schößen hängt. Sie stellten an die Regierung die Anfrage, ob sie von diesen Vorfällen Kenntnis habe und ob sie beabsichtige, diese grausamen Ausweisungen einzustellen. Aber auch diesmal hatten die systematischen Regierungs- und Reichsfeinde ihre Pfeile wirkungslos verschossen, denn der Kaiser selbst war es, der den kampflustigen Herren die Antwort gab.

Durch seinen Kanzler ließ er dem Reichstage wissen, „daß es keine Reichsregierung und keinen Reichstag gebe, welche befugt seien, die Krone Preußens oder eine andere bundesgenössische Regierung an der Ausübung ihrer Hoheitsrechte zu verhindern.“

Windthorst zog seine Interpellation und sich selbst mit seinen Vasallen mit langer Nase zurück. „Wartet mir, ich komme wieder,“ knurrte er, aber heimlich.

Und er kam wieder! Die Poleninterpellation, welche im Reichstage am 1. Dezember ins Wasser gefallen, wurde von Windthorst herausgezogen und, naß und schmutzig, wie sie war, am 15. Januar wieder im Reichstage eingeschmuggelt.

Bekanntlich ist aber keine Antwort auch eine, und da die Plätze am Bundesrätstische zum Arger Windthorst's leer blieben, so mußte die erbohte Excellenz die Interpellation für erledigt erklären und zum zweitenmale ins Wasser fallen lassen.

Das Pensionsgesetz für die Civilbeamten mit seiner Rückwirkung bis zum 1. April 1882 hat die betreffenden besonders erfreut, und dieser sonst verpönte 1. April, der ihnen jetzt nachträglich ein Häuslein Marktstücke in die Taschen gezaubert hat, ist in ihrer Achtung sehr gestiegen.

Am 12. Februar wurde der Etat in dritter Lesung beendet. Die Opposition ist dabei etwas glimpflicher verfahren, als es ihre Gewohnheit ist, und von den 706 Millionen wurden nur 9 Millionen heruntergeschabt.

Die Unteroffizierschule für die armen Neubreisacher hat freilich abermals keine Gnade gefunden vor Richters Richterstuhl, aber die Nationalliberalen erklärten, der letzte Schuß sei noch nicht gefallen und das nächste Mal werden sie mit ihren Geschützen wieder auf dem Platze sein.

Für den Bau eines Avisos waren die im Marineetat aufgenommenen 800 000 Mark von der Opposition im ersten Grimme gestrichen worden, in der dritten Lesung war sie aber doch so weit wieder zur Besinnung gekommen, daß „mit Ach und Krach“ 600 000 Mark bewilligt wurden.

Wenig Anklang fand ein Antrag auf Erlass eines Verbotes der Biersurrogate. Er wurde gegen die Stimmen der Nationalliberalen und Sozialdemokraten, die wenigstens hier, wo es sich um einen guten und gesunden Schluck Bier handelte, das erhebende Beispiel einträchtlicher Gesinnung zeigten, abgelehnt.

Der Gesegentwurf, betreffend die Entschädigung für unschuldig Verurteilte, ist ein längst ersehnter Akt der Gerechtigkeit. Jetzt kann man im Bewußtsein seiner Unschuld ganz gemüthlich im Zuchthaus sitzen und abwarten, bis es herauskommt, daß die Richter einen Bock geschossen haben. Und selbst wenn man vorher im Zuchthause gestorben oder gar geköpft worden sein sollte, so geht man immerhin mit dem tröstlichen Bewußtsein in jene bessere Welt, wo keine Böcke mehr geschossen werden, daß das Gesetz den Hinterbliebenen zugute kommt, — nämlich, wenn es herauskommt.

Die kleinen magern Silberzwanzigerle spielen bis jetzt in dem Geldtäschchen neben den dicken Kupfer-

münzen und den fetten Nickelkern eine gar zu bescheidene Rolle. Jetzt werden sie zu dicken, fetten Nickelzwanzigern erhoben und haben das Verdienst, uns mit einer gewichtigen Geldtasche zu erfreuen.

Bei Beratung des Sozialistengesetzes drohte Herr Bebel, alle diejenigen, die für das Sozialistengesetz stimmten, würden demaleinst, wenn die Sozialisten an der Gewalt wären, mit ihren Personen haftbar gemacht werden. Das heißt aus dem Bebel'schen ins Deutsche übersetzt: Zuchthaus und Köpfschneidemaschine.

Eine bessere Rede für die Notwendigkeit der Verlängerung des Sozialistengesetzes hätte nicht gehalten werden können. Die Deutschfreisinnigen stimmten gegen das Gesetz, und Windthorst rief dem Regierungstische zu: „Geben Sie uns unsere Freiheit zurück, befreien Sie uns von den Ausnahmegeetzen, lassen Sie unsere Ordensbrüder und Ordensschwestern zurückkehren, dann brauchen Sie dieses Gesetz nicht mehr, denn ein Ordensbrüder leistet soviel wie 5 und eine Ordensschwester soviel wie 10 Gendarmen!“

An der Leistungsfähigkeit der Ordensbrüder haben wir nie gezweifelt, aber daß in der Kutte einer einzigen Ordensschwester 10 Gendarmen stecken, ist doch etwas verblüffend.

Das Sozialistengesetz ist übrigens zustande gekommen, und wenn statt der fünfjährigen Dauer auch nur die zweijährige erreicht wurde, so können wir auch damit zufrieden sein. Auf zwei Jahre sind wir nun jedenfalls vor der Bebel'schen Guillotine und hoffentlich für immer vor der Windthorst'schen Gendarmerie sicher!

Da das Branntweinmonopol abgelehnt und zu dem Tabaksmopol selbig gelegt wurde, so wollen wir die Ruhe des Entschlafenen nicht stören. Es sollte als eine neue Branntweinsteuer wieder anferstehen, der Reichstag aber hatte keine Lust, Auferweckungskünste zu treiben, und hat es einstimmig abgelehnt.

Kolonien.

Die Karolinen. Der geneigte Leser weiß, daß die Karolinen eine Inselgruppe sind im großen Ozean, dort bei Neuguinea herum, 500—600 Stück winzig kleine Inselchen, die auf der Landkarte aussehen, als habe sie eine Mücke ins Weltmeer fallen lassen. Sie sind nicht weit vom Äquator, der ihnen gewaltig einheizt. Doch aber sitzen deutsche Kaufleute dort, die im Schweiße ihres Angesichts Handelsgeschäfte betreiben, und da sie gehört hatten, der deutsche Kaiser mache in Kolonien, so baten sie um seinen Schutz, damit sie mit ihren Kaffe- und Pfefferfäden gesichert seien gegen Mord, Brand und Diebstahl. Der Kaiser schickte das Kriegsschiff Itlis ab, und am 24. August



wurde auf der größten Insel, Yap heißt sie, die deutsche Flagge aufgehißt und die Inseln unter den Schutz Deutschlands gestellt. Es war gleich geschehen, denn im Flaggenaufhissen haben die deutschen Kriegsschiffe bereits eine große Fertigkeit. Da aber ging der Staudal los.

Bisher hatte sich kein Mensch um die Inseln bekümmert. Im 16. Jahrhundert ist zwar ein spanisches Schiff zufällig mit der Nase auf die Insel gestoßen und hatte sie entdeckt, und später sind spanische Missionäre beim Versuche, den Inselanern das spanische Christentum beizubringen, von diesen totgeschlagen und aufgefressen worden, dies waren aber wenig verlockende Ausflüchte, und die Spanier haben niemals eine Verwaltung auf den Inseln eingerichtet. Die Karolinen waren so zu sagen herrenloses Gut.

Als die Spanier von den Gelüsten der Deutschen hörten, bekamen sie auch Appetit und schickten zwei Kriegsschiffe ab, um ihrerseits die Insel Yap zu verpeisen. Der deutsche Itlis aber schnappte dem Spanier den Bissen vor der Nase weg und als dieser die deutsche Flagge erblickte, gab er Fertengeld mit Doppeldampf. Das fuhr den stolzen Spaniern wie spanischer Pfeffer in die Nase. Ganz Spanien taumelte in rasender Erbitterung gegen den frechen Emporkömmling Deutschland, und „Nieder mit Deutschland! Krieg! Krieg!“ war das allgemeine Wutgeschrei. Der deutschfreundliche König Alfons XII., der dabei auch an seine halbverkauften Kriegsschiffe dachte, war nicht in stande, sein verrückt gewordenes Volk zur Besinnung zu bringen, und in Madrid stürmte das wütende Volk den deutschen Gesandtschaftspalast, riß Wappen und Fahnenstange herunter, die sie unter dem Geschrei: „Spanien hoch!“ beschimpften und öffentlich verbrannten. Das war der Krieg! Aber niemals zeigte sich die Friedfertigkeit Deutschlands in glänzendem Lichte. Zur Vermeidung eines Krieges mit dem schwachen, von Parteien zerrissenen Spanien, und mit Rücksicht auf den jungen, ritterlichen König, einem Freunde Deutschlands und einst des Kaisers Gast, begnügte sich Kaiser Wilhelm mit einer diplomatischen Entschuldigung und Genugthuung und schlug auf den Rat seines Kanzlers vor, die Sache dem Urteile des Papstes Leo XIII. zu unterbreiten. Spanien, das durch die Großmut des deutschen Kaisers und durch die Energie und staatsmännische Weisheit seines Königs vor einem verhängnisvollen Krieg bewahrt wurde, war endlich der Besonnenheit zugänglich und nahm den Papst, nicht als Schiedsrichter, sondern als Vermittler an.

Dem Papst, als Oberhaupt der katholischen Kirche der größte Feind des protestantischen Kaiserreiches, demselben Papste, dem bisher jede politische Bedeutung verweigert worden ist, die Rolle eines Vermittlers, eines „ehelichen Maklers“ anzuvertrauen — die ganze Welt meinte, sie müsse sich auf den Kopf stellen. Der Papst aber fand die Sache ganz natürlich, er ließ die Welt auf dem Kopfe stehen und dachte schmunzelnd: „Aha! Er fängt endlich auch an, an meine Unfehlbarkeit zu glauben!“

Nach dem Vorschlage des heiligen Vaters schlossen Deutschland und Spanien einen Vertrag ab, nach welchem der Eitelkeit Spaniens und dem praktischen Bedürfnis Deutschlands Rechnung getragen wird. Der Papst ist ein gescheiter Mann und hat einen weisen Spruch gethan: „Spanien ist Besitzerin der Kuh Karolina und muß sie füttern, wir aber, wir haben das Recht, sie zu melken. Wir können zufrieden sein.“

Damit aber waren die Überraschungen noch nicht

zu Ende. Der Papst hat dem Fürsten Bismarck den Christusorden mit Peterspfennigen verliehen, nachdem die Peterspfennige durch einen chemischen Prozeß in Brillanten verwandelt worden waren. Der protestantische und als Ketzer verfluchte und als Heroß des Kulturkampfes gehaßte Bismarck, der nach menschlicher Berechnung und ultramontaner Naturnotwendigkeit eigentlich in effigie verbrannt und seine Asche in den Tiber geworfen werden mußte, — dieser Bismarck wird durch den höchsten päpstlichen Orden ausgezeichnet.

Der Christusorden war von einem schmeichelhaften Schreiben begleitet, in welchem der heilige Vater seinen „Sohn“ Bismarck bereits duzte. Die kleine Exzellenz Windthorst wird ein kurioses Gesicht machen, wenn sie den Christusorden auf der Bismarckischen Ketzerbrust erblickt, während auf ihrer Brust der Platz dafür noch leer ist. — Der Kaiser erwiderte die Artigkeit des Papstes durch Übersendung eines prachtvollen goldenen Kreuzes, und dem Kardinal Jacobini — dem päpstlichen Bismarck — verlieh er den schwarzen Adlerorden. Die Farbe paßt.

Die Kämpfe mit Spanien war eigentlich die einzige greifbare äußere Verwidelung, mit der sich Deutschland zu befassen hatte, denn ein kleiner Spektakel im Kamerungebiet gehört schon mehr zu den innern Angelegenheiten, seitdem diese afrikanische Landschaft das Glück hat, eine Kolonie des Deutschen Reiches zu sein.

Der Häuptling der Stadt Money im Distrikt Bimbia, durch die Engländer aufgeheßt, war in völlige Empörung gegen die Deutschen ausgebrochen und hatte den Dheim des bekannten Königs Bell ermordet. Am 22. Februar erschien der deutsche Gouverneur Soden mit dem Kanonenboot „Cyclop“ vor Bimbia und als höflicher Mann zeigte er dem König seine Ankunft an, indem er ein Duzend Granaten in die Stadt warf. Leider konnte er seiner schwarzen Majestät die beabsichtigte persönliche Aufwartung nicht machen, da diese es für gut gefunden hatte, durchzubrennen, und mußte sich damit begnügen, das aufreißerische Nest bis auf wenige Häuser zu zerstören. Den zahm gewordenen Rebellen setzte er einen neuen Häuptling ein und auf den Kopf des Durchgebrannten eine Belohnung. Hoffentlich gelingt es, den schwarzen Himmel einzufangen.

Da wir auf den Kolonien angelangt sind, so wollen wir die Kolonisation noch etwas näher betrachten.

Die Kolonialpolitik Deutschlands wurde vom Fürsten Bismarck trotz aller Hindernisse, die ihm namentlich die neidischen Engländer in den Weg warfen, mit Energie geleitet, neue Erwerbungen gemacht und der Besitz der erworbenen Gebiete befestigt.

Namentlich auf dem ostafrikanischen Schauplatz geht es rüstig vorwärts, obgleich Said-Bargash, der Sultan von Zanzibar, es nicht daran hat fehlen lassen, den deutschen Unternehmungen englische Knüppel in den Weg zu werfen.

Durch die Engländer aufgeheßt, wurde die Haltung des Sultans aber immer feindlicher und frecher. Nicht nur wollte er die Pflanzerverbunden der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, die unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt waren, nicht anerkennen, sondern er sandte sogar Truppen in diese Gebiete zur Vertreibung der Ansiedler und zur Zerstörung der Faktoreien und Plantagen. Jetzt schien es dem Reichskanzler an der Zeit, dem überschäumenden afrikanischen Kochtopf einen abkühlenden Dämpfer aufzusetzen — und die Kanonen sprechen zu lassen. Am 7. August traf der Kommodore Paschen mit einem stattlichen Panzergeschwader vor Zanzibar ein und übergab dem Sultan am 11. August die Forderungen Deutschlands. Da nach 24 Stunden noch keine Antwort erfolgte, lagerten sich die Panzerschiffe gerade vor dem Palaste des Sultans, und dieser, wenn er zum Fenster hinauschaute, konnte gerade in die offenen Mäuler der deutschen Kanonen blicken.

Die stumme Beredsamkeit dieser unheimlichen Gäste war wirksamer als die schönsten Reden, und dem Sultan ging ein Licht auf. Jetzt merkte er, daß die Engländer falsche Freunde waren, und mit einem etwas laugen Gesichte genehmigte und verbrieft er sämtliche deutschen Forderungen. Er anerkannte die Schutzherrschaft des deutschen Kaisers über alle von Deutschen in Besitz genommenen Gebiete und zog seine Truppen und Beamten aus denselben zurück.

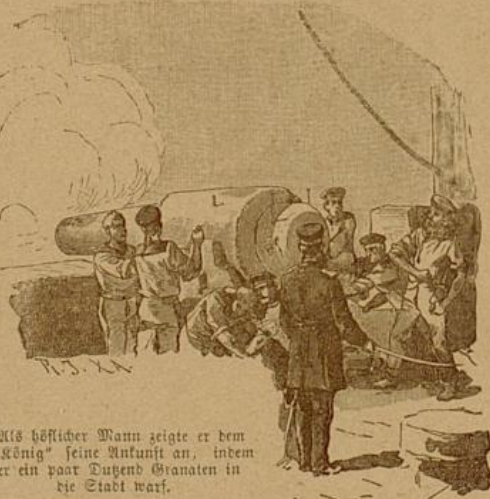
Dadurch nun hatte die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft die Möglichkeit gewonnen, ihr Gebiet bedeutend zu erweitern. Sie entwickelt eine riesige Thätigkeit; stets neue Gebiete werden erwor-

ben, neue Verträge abgeschlossen, und während der Sinkende dieses schreibt, vermehren sich diese friedlichen Eroberungen; man muß ein Schnellschreiber sein, um nachzukommen.

„Wer kennt die Völker, nennt die Namen, Die dort so schwarz zusammenkommen?“ Der Sinkende kennt sie nicht; — nur das will er noch erwähnen, daß in diesen ostafrikanischen Kolonien der Tabakbau ernstlich in die Hand genommen werden soll. So etwas wie ein afrikanisches Tabakmonopol schwebt schon in der Luft.

Es war ein Erfolg für die an Spanien überlassenen Karolinen, daß das deutsche Kreuzerschiff „Nautilus“ im Oktober die Marshallinseln unter den Schutz des Deutschen Reiches stellte.

Die westafrikanischen Besitzungen sind von der Kultur auch schon weiter befecht worden. Der Gouverneur von Kamerun, der am 3. Juli sein neues Reich betrat, hat gleich drei preussische Unteroffiziere mitgebracht, welche die Schwarzen zu Polizei und Gendarmerie zurecht richten sollten. Da die Preußen nicht negerisch und die Neger nicht preussisch verstehen, so werden sie sich mit einer Sprache verständigen, bei der es für die Rekruten ein Glück ist, daß sie schwarz sind; so kann man wenigstens die blauen Mäler nicht sehen.



Als höflicher Mann zeigte er dem „König“ seine Ankunft an, indem er ein paar Duzend Granaten in die Stadt warf.

Der preussische Landtag.

Am 14. Januar wurde der Landtag durch den König eröffnet. Wichtig von vornherein ist der Beschluß der Nationalliberalen und der Konservativen, dem Fürsten Bismarck ein Vertrauensvotum in der Polenfrage durch einen Antrag zu geben, der in dem Satze gipfelt, ihm zu den erforderlichen Maßnahmen die erforderlichen Mittel zu bewilligen.

Dieser Antrag, nach dem Antragsteller „Antrag Achenbach“ genannt, führte am 28., 29. und 30. Januar zu einer großen Debatte, in welcher Bismarck in zwei gewaltigen Reden den Standpunkt der Regierung klarlegte: Um der Erstichung des deutschen Elementes an der Ostgrenze durch das Polentum wirksam entgegenzutreten, sei vor allem die Enteignung des polnischen Grundbesitzes in der Provinz Polen erforderlich. Die zum Verkauf kommenden Güter und Domänen müßten an sichere gute Deutsche vergeben werden. Die Kontrolle über die Verwendung der Güter solle durch eine Kommission aus beiden Häusern des Landtages ausgeübt werden, und endlich solle den Polen und namentlich den polnischen Regimentsknechten (durch Versetzung) Gelegenheit gegeben werden, sich in den deutschen Provinzen umzusehen und die Segnungen deutscher Civilisation kennen zu lernen.

Vautlose Stille herrschte im Hause, als der Kanzler am Schlusse seiner Rede in sichtbarer Erregung die Worte in den Saal hineindonnerte: „Gehe ich die Sache des Vaterlandes ins Stocken und in Gefahr kommen lasse, da würde ich doch Sr. Majestät dem Kaiser und den verbündeten Fürsten entsprechende Ratschläge geben und für sie einstehen. Ich halte den Minister für einen elenden Feigling, der nicht unter Umständen seinen Kopf und seine Ehre daran setzt, sein Vaterland auch gegen den Willen von Majoritäten zu retten!“

Der Antrag Achenbach wurde in allen drei Lesungen, in der dritten mit 214 gegen 120 Stimmen, angenommen. In derselben Fassung erfolgte auch die Annahme im Herrenhause. Die für die deutschen Ansiedlungen in Westpreußen und Polen erforderlichen 100 Millionen wurden ebenfalls genehmigt.

Im Mai kam das vom Herrenhause bereits angenommene Kirchengesetz zur Beratung und leider

auch zur Annahme. Darüber berichtet der Hinkende in einem besondern Kapitel.

Eine Vorlage über Verdoppelung der Lotterielose wurde leider mit 60 Stimmen Mehrheit angenommen. Der Hinkende sagt: leider! Die Lotterie ist ein Glücksspiel für den Staat und ein Unglücksspiel für das Volk, dem mit Sicherheit so und so viel Millionen aus der Tasche gelockt werden. Der Staat könnte viele Millionen auf anständigere Art gewinnen, wenn endlich einmal Geleise gemacht würden, die den Steuerdefraudanten einen Schreck in den Leib jagten. Unter den jetzigen Strafbestimmungen ist das Defraudieren immer noch ein einträgliches Geschäft und wird förmlich als Sport betrieben, natürlich nur von den Reichen und Wohlhabenden, — wer nichts zu versteuern hat, defraudiert nicht. Der Hinkende hat sich schon öfters über diesen Krebschaden ausgesprochen und will hier nur noch ein kräftig Wörtlein sagen.

Wer seine Steuererklärung nach „bestem Wissen und Gewissen“ unterzeichnet mit dem Bewußtsein, daß sie falsch ist, ist ein Ehrloser! Ehrloser als

der gemeinste Taschendieb, der vorzugsweise die Taschen der Reichen visitiert, während die reichen Defraudanten die unterschlagenen Millionen aus den Taschen des armen Volkes stehlen.



Der Gouverneur von Kamerun hat gleich drei preussische Unteroffiziere mitgebracht, welche Schwarze zu Polizei und Gendarmen zurechtzichten sollen.



Bismarck richtete an ihn einen mit recht schwarzer Tinte geschriebenen Schreibebrief.

Ich muß Frieden haben.“ Seit den Karolinen sind sie sich ohnedies näher gerückt. Und es ist der Papst, und Bismarck richtete an ihn einen mit recht schwarzer Tinte geschriebenen Schreibebrief. Über die Köpfe der

Kirchenpolitik.

Es schwirrt schon lange etwas in der Luft wie „des Kulturkampfes Ende“. Jeder anständige Mensch wünscht es, und kein vernünftiger Mensch glaubt es. Mit dem Kulturkampf nähme man ja dem Centrum sein tägliches Brot, es müßte vor Hunger ganz excentrisch werden, und Windthorst würde vor Ärger schwarz werden, d. h. noch schwärzer. Oder sollte der Papst — — oder gar Bismarck? „Pah! Wir gehen ja nicht nach Canossa.“ Und doch?

Bismarck sagt: „So kann es nicht fortgehen. Ich muß Bundesgenossen haben, die mir beim Aufbau des Deutschen Reiches Hilfe leisten. Mir ist's einerlei, wer. Sind's die Ultramontanen, sind's die Deutsch-freisinnigen nicht, so ist's ein anderer und wäre es der Papst! Seit den Karolinen sind sie sich ohnedies näher gerückt. Und es ist der Papst, und Bismarck richtete an ihn einen mit recht schwarzer Tinte geschriebenen Schreibebrief. Über die Köpfe der

Ultramontanen weg reichen sich Bismarck mit seinem Christusorden und der Papst mit seinem deutschen goldenen Kreuz die Hände. Nach Canossa geht Bismarck nicht, aber der heilige Vater ist so liebenswürdig, seinem neuen Freunde Canossa entgegenzubringen und unmittelbar vor seiner Nase niederzulegen, daß der Kanzler nur noch einen Schritt zu machen braucht und er ist mitten darin. Papst und Bismarck Arm in Arm: Die Welt ging nicht unter, aber sie zuckte in Erdbeben und tobte in Wirbelwinden und der Atna weinte glühende Lavathränen.

Und nun erfolgte am 15. Februar die neue kirchenpolitische Vorlage an das preussische Herrenhaus, welche den noch bestehenden Maigesetzen vollends den Genickfang geben sollte.

Die hauptsächlichsten Punkte dieses Gesetzes sind: „Die wissenschaftliche Staatsprüfung für die Geistlichen fällt weg.“

„Der königliche Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten wird aufgehoben.“

„Gymnasialkonvikte und Konvikte für die Studenten dürfen von kirchlichen Obern errichtet werden und unterliegen nur den Bestimmungen über die Aufsicht des Staates bezüglich der Unterrichts- und Erziehungsanstalten“ u. s. w.

Der arme Maivogel wird so gerupft, daß er nicht mehr fliegen und nur noch, wie ein halbverhungertes Spatz, hüpfen kann.

Eine Feder hat der halbnackte Vogel noch, die „Anzeigerpflicht“, die Bismarck nicht auch noch ausrupfen lassen will.

Der Papst will dem Vogel diese Feder noch lassen, unter der Voraussetzung einer vollständigen Revision der noch vorhandenen Maigesetze. Der Appetit kommt mit dem Essen und diese Revision wird wohl das Messer sein, mit dem dem Vogel der Hals abgeschnitten wird. Die interessanten Verhandlungen des Reichstages im Kalender zu bringen, fehlt der Raum.

Am 13. April wurde die Vorlage mit großer Mehrheit genehmigt.

Braunschweig.

Die „herzoglose, die schreckliche Zeit“ ist für die Braunschweiger vorbei. Sie haben wieder einen Regenten. In dem vorjährigen Kalender hat der geneigte Leser erfahren, warum der unter sonstigen Umständen berechnigte Thronfolger, Herzog von Cumberland, ehemaliger Kronprinz des früheren Königreichs Hannover, für Braunschweig unmöglich war. Man kann nicht Herzog von Braunschweig sein und zu gleicher Zeit als „unheilbarer Prätendent für die Krone Hannovers“ mit Preußen,



Prinz Albrecht von Preußen, Regent von Braunschweig.

resp. dem Deutschen Reich in einem, wenn auch nur papiernen, Kriegszustand sich befinden.

Am 2. Juli traf denn auch der deutsche Bundesrat

die für den Cumberlander unangenehme Verfügung, daß sein Kopf zu groß oder zu klein sei für die Braunschweiger Krone.

Den Braunschweigern war es auch recht, denen ist gute deutsche Kost lieber als halb englisches Beefsteak und darum wählte ihre Landesversammlung am 21. Oktober 1885 den Prinzen Albrecht von Preußen, den Neffen des Kaisers, zum Regenten. Dieser nahm auch die neue Würde mit einer Civilliste von 840 000 Mark an und hielt nach Bestätigung des Kaisers resp. des Bundesrates am 2. November mit seiner Gemahlin seinen feierlichen Einzug in Braunschweig.

Damit ist die Braunschweiger Frage endgültig erledigt und die Welfenpartei mit ihren Agitationen zur Wiederherstellung des Königreichs Hannover und mit dem Welfenritter Windthorst kaltgestellt.

Elßaß.

Der durch den Tod des Generalfeldmarshalls von Manteuffel erledigte Posten eines Statthalters von Elßaß-Lothringen ist wieder besetzt worden. Am 5. November 1885 hat der vom Kaiser ernannte Statthalter Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingensfürst seinen feierlichen Einzug in Straßburg gehalten. Als Botschafter in Paris hat er viel Umsicht und Einsicht, viel Takt und nationalen Sinn gezeigt, er hat es gut verstanden, mit den Franzosen unzu-



Fürst Chlodwig von Hohenlohe, Statthalter von Elßaß-Lothringen.

springen; er hat sie gründlich kennen gelernt und wird es auch verstehen, mit den Elßaß-Lothringern fertig zu werden.

Von der Erbschaft, die er von seinem Vorgänger übernommen, wird er von den Glacéhandschuhen keinen Gebrauch machen, mit denen Manteuffel die Französlinge und Ultramontanen streichelte, um die Bevölkerung rasch zu gewinnen, nein, er wird ohne Handschuhe, mit kräftiger Hand, gerecht aber fest den Wählern und Protestlern den steifen Nacken beugen.

Bayern.

Das Sprichwort sagt: „Wenn die Könige bauen, haben die Kärner zu thun!“ In Bayern fehlt es den Kärnern nicht an Arbeit, denn der König ist ein Liebhaber von großen großen, schönen Schlössern, wer wäre es nicht? Und nun gar ein König!

Nun ist es zwar für die Bauleute eine große Ehre, dem König seine Schlösser bauen zu dürfen, aber sie wollen außer der Ehre auch ihr Geld haben, und da hapert's.

Die Schlösser wurden immer größer und prachtvoller und die Baufasse immer kleiner und miserabler, und als eines Tages der Baufassier sagen mußte: „Majestät, es ist nichts mehr da,“ da mußten die halbfertigen Bauten eingestellt und die Bauleute entlassen werden. Die aber verklagen jetzt die Hofkasse, und für diese, die leerer ist als eine Bettelmannstasche, denn ihr Inhalt besteht aus 15 Millionen Schulden, — für diese kommt jetzt eine schlimme Zeit. Die alten Sprichwörter sind eben wahr:

Wanen ist eine Lust;
Hätt' ich aber gewußt,
Was es lust,
Ich hätt' es gelüßt!

Der arme König in seinem Königsschloß Hohenschwangau ist übrigens ein kranker Mann. Man spricht von Geistesstörung und man munkelt bereits sogar etwas von einer „Regentschaft“!



König Ludwig II.

(Nach einer photographischen Originalaufnahme vom Jahre 1882).

Schlusses Berg in den Starnberger See gerührt und ist nebst seinem Leibarzte Dr. von Gudden, der ihn retten wollte, ertrunken!

Mit schwerem Herzen will der Sinkende es versuchen, in notwendiger Kürze den Verlauf der erschütternden Königstragödie zu schildern: Die Anzeichen schwerer geistiger Erkrankung des Königs waren schon seit längerer Zeit in hohem Grade vorhanden und haben sich in neuester Zeit so entsetzlich reich gesteigert, daß die Ärzte den Geisteszustand des Monarchen einstimmig als unheilbar bezeichnen mußten und erklärten, daß ein weiterer Verfall der Geisteskräfte kaum einem Zweifel unterliegen könne.



Prinzregent Ouitpold.

Der König war nicht mehr regierungsfähig und als zunächst Berechtigter übernahm die Regentschaft Prinz Ouitpold. Dem berühmten Irrenarzt Obermedizinalrat Dr. v. Gudden gelang es, soweit auf den König einzuwirken, daß dieser in seine Übersiedlung in das Schloß Berg am Starnberger See willigte, wo er in Begleitung der Ärzte am 12. Juni eintraf. Und hier sollte sich schon am folgenden Tage die entsetzliche Katastrophe ereignen. Der König hatte sich nachweisbar schon in Hohenschwangau mit Selbstmordgedanken getragen und hatten ihn diese in Berg nicht verlassen. Dem Könige gelang es, durch angenommene Ruhe und durch lebenswürdiges Benehmen den Dr. v. Gudden in

Nachschrift.

Die Weltbegebenheiten sollten eben in die Druckerei wandern, da traf die schreckliche, die erschütternde Kunde ein: „Der König hat sich am Pfingstsonntage abends bei einem Spazier-

gange im Park des Schlosses Berg in den Starnberger See gerührt und ist nebst seinem Leibarzte Dr. von Gudden, der ihn retten wollte, ertrunken!

Die Bayern haben auch nicht den Trost, rufen zu können: „Der König ist tot, es lebe der König!“ Dem der Nachfolger Ludwigs II., sein jüngerer Bruder, zecht

ist ebenfalls unheilbar wahnsinnig, und Prinz Ouitpold behält die Regentschaft.

Baden.

Ehe der Sinkende Abschied nimmt von seinem deutschen Vaterlande und ins Ausland flieht, muß er noch einen Liebesblick werfen auf sein Badener Vöndle. Statt „Vöndle“ dürfte er eigentlich herzhaft „Land“ sagen, denn gut gemessen ist es 277 Quadratmeilen groß oder vielmehr 15 264 Quadratkilometer (Kilometer steht großartiger aus) und wird bewohnt von 1 570 254 Seelen nebst den zugehörigen Leibern. Das war anno 1880. Bis heute sind die Kilometer gleich geblieben, denn Baden führt keine Eroberungskriege, die Seelen aber haben um ca. 63 000 zugenommen, darunter die lebenswürdige Prinzessin Hilka von Nassau, die seit dem 20. September 1885 die Gattin unseres Erbgroßherzogs, folglich unsere Frau Erbgroßherzogin ist. Die großartigen Festlichkeiten, die dem jungen Paare zu Ehren überall im ganzen Lande veranstaltet wurden, waren neue Beweise für die schon so oft bewährte herzliche Liebe und aufrichtige Verehrung, die das ganze badische Volk seinem Fürstenhause entgegenbringt. Hätte das Volk das Wetter machen können, so wären die Festtage lauter Sonntag gewesen, so waren viele Regentage darunter und der Volkswitz sagt: „das sei kein Wunder, wenn ein „Regenauer“ mit einem „Nassauer“ einen Vertrag macht. Nämlich der badische Präsident Regenauer und ein nassauischer hoher Beamte haben den Ehevertrag miteinander entworfen.

Die Leichen des Königs und Dr. v. Guddens wurden zwanzig Schritte vom Ufer im Wasser gefunden.

Ziel der König dem tragischen Verhängnis des Wahnsinns zum Opfer, so starb Dr. v. Gudden, in Erfüllung seiner Pflicht und seiner Treue gegen den König.

Das bayerische Volk hatte seinen König trotz alle und alledem geliebt und betrachtet schmerzlich seinen Heimgang.

Die Bayern haben auch nicht den Trost, rufen zu können: „Der König ist tot, es lebe der König!“ Dem der Nachfolger Ludwigs II., sein jüngerer Bruder, zecht

ist ebenfalls unheilbar wahnsinnig, und Prinz Ouitpold behält die Regentschaft.

Baden.

Ehe der Sinkende Abschied nimmt von seinem deutschen Vaterlande und ins Ausland flieht, muß er noch einen Liebesblick werfen auf sein Badener Vöndle. Statt „Vöndle“ dürfte er eigentlich herzhaft „Land“ sagen, denn gut gemessen ist es 277 Quadratmeilen groß oder vielmehr 15 264 Quadratkilometer (Kilometer steht großartiger aus) und wird bewohnt von 1 570 254 Seelen nebst den zugehörigen Leibern. Das war anno 1880. Bis heute sind die Kilometer gleich geblieben, denn Baden führt keine Eroberungskriege, die Seelen aber haben um ca. 63 000 zugenommen, darunter die lebenswürdige Prinzessin Hilka von Nassau, die seit dem 20. September 1885 die Gattin unseres Erbgroßherzogs, folglich unsere Frau Erbgroßherzogin ist. Die großartigen Festlichkeiten, die dem jungen Paare zu Ehren überall im ganzen Lande veranstaltet wurden, waren neue Beweise für die schon so oft bewährte herzliche Liebe und aufrichtige Verehrung, die das ganze badische Volk seinem Fürstenhause entgegenbringt. Hätte das Volk das Wetter machen können, so wären die Festtage lauter Sonntag gewesen, so waren viele Regentage darunter und der Volkswitz sagt: „das sei kein Wunder, wenn ein „Regenauer“ mit einem „Nassauer“ einen Vertrag macht. Nämlich der badische Präsident Regenauer und ein nassauischer hoher Beamte haben den Ehevertrag miteinander entworfen.

Leider wurde das Glück der jungen Ehe bald getrübt durch eine schwere Krankheit, die den Erbgroßherzog drei Monate lang an das Bett fesselte. Der ungeschwächten Jugendkraft des Kranken, wie der sorgsamsten

Sicherheit einzukullen, so daß dieser erfahrene Irrenarzt es nicht für gefährlich hielt, am Pfingstsonntage-Abend mit dem König ohne weitere Begleitung einen Spaziergang im Schloßpark längs dem Starnberger See zu machen.

Und hier geschah es, es war ein Todesgang für beide. Wie es geschah, hat nur Gott gesehen, die Menschen können nur vermuten.

Die Leichen des Königs und Dr. v. Guddens wurden zwanzig Schritte vom Ufer im Wasser gefunden.

Ziel der König dem tragischen Verhängnis des Wahnsinns zum Opfer, so starb Dr. v. Gudden, in Erfüllung seiner Pflicht und seiner Treue gegen den König.

Das bayerische Volk hatte seinen König trotz alle und alledem geliebt und betrachtet schmerzlich seinen Heimgang.

Die Bayern haben auch nicht den Trost, rufen zu können: „Der König ist tot, es lebe der König!“ Dem der Nachfolger Ludwigs II., sein jüngerer Bruder, zecht

ist ebenfalls unheilbar wahnsinnig, und Prinz Ouitpold behält die Regentschaft.

Baden.

Ehe der Sinkende Abschied nimmt von seinem deutschen Vaterlande und ins Ausland flieht, muß er noch einen Liebesblick werfen auf sein Badener Vöndle. Statt „Vöndle“ dürfte er eigentlich herzhaft „Land“ sagen, denn gut gemessen ist es 277 Quadratmeilen groß oder vielmehr 15 264 Quadratkilometer (Kilometer steht großartiger aus) und wird bewohnt von 1 570 254 Seelen nebst den zugehörigen Leibern. Das war anno 1880. Bis heute sind die Kilometer gleich geblieben, denn Baden führt keine Eroberungskriege, die Seelen aber haben um ca. 63 000 zugenommen, darunter die lebenswürdige Prinzessin Hilka von Nassau, die seit dem 20. September 1885 die Gattin unseres Erbgroßherzogs, folglich unsere Frau Erbgroßherzogin ist. Die großartigen Festlichkeiten, die dem jungen Paare zu Ehren überall im ganzen Lande veranstaltet wurden, waren neue Beweise für die schon so oft bewährte herzliche Liebe und aufrichtige Verehrung, die das ganze badische Volk seinem Fürstenhause entgegenbringt. Hätte das Volk das Wetter machen können, so wären die Festtage lauter Sonntag gewesen, so waren viele Regentage darunter und der Volkswitz sagt: „das sei kein Wunder, wenn ein „Regenauer“ mit einem „Nassauer“ einen Vertrag macht. Nämlich der badische Präsident Regenauer und ein nassauischer hoher Beamte haben den Ehevertrag miteinander entworfen.

Leider wurde das Glück der jungen Ehe bald getrübt durch eine schwere Krankheit, die den Erbgroßherzog drei Monate lang an das Bett fesselte. Der ungeschwächten Jugendkraft des Kranken, wie der sorgsamsten



Dr. v. Gudden.

Die Regierung hatte keine Ahnung, welche Gefahr ihr drohe, und erst nachdem der Anbruch um Charleroi schon lichterloh ausgebrochen war, zahlreiche Fabriken, Villen und Schlösser in Asche gelegt und Millionen von Wertes vernichtet waren, raffte sie sich zur That auf. Es war nicht bloß ein Kampf um bessere Löhne, sondern ein Klassenkampf, ein sozialer Bürgerkrieg, und aus den Arbeiterbataillonen erklang die Marseillaise. Das war eine Generalprobe für den gepriesenen Musterstaat der Freiheit. Die Freiheit, ja, aber mit Achtung der Geseze; wohin der Mißbrauch der Freiheit führen kann, zeigt uns Belgien, — ein „Merks“ für uns Deutsche.

Die belgischen Soldaten vermochten anfangs nichts anzurichten gegen die Nordbrenner und gaben, von den Steinwürfen der Empörer verfolgt, Herseugeld. Eine halbe Kompagnie deutscher Grenadiere würde den Schurken die Lust zu weitem Bestialitäten benommen haben.

Durch energisches militärisches Einschreiten haben sich die Verhältnisse zwar insofern gebessert, als weitere Frevel inzwischen unterblieben sind, aber völlige Ruhe herrscht noch immer nicht und Arbeits-einstellungen mit ihren Ausschreitungen kommen immer noch vor. Außer systematischer Aufreizung war bittere Not eine Mitveranlassung zum Aufstande, und bitterste Not war seine Folge, da die Arbeiter in wahrhaftiger Verblendung die Quellen ihres Verdienstes selbst zerstörten.

Frankreich.

Frankreich marschirt mit Riesenschritten dem wirtschaftlichen Ruine zu. Die Republikaner verstehen das Schuldennutzen so gut als die Monarchisten, ja, sie sind ihnen noch über. Um die Fehlbeträge der nächsten Jahre zu decken, hat der Finanzminister die Kleinigkeit von 1 1/2 Milliarden gepumpt. Wie lange wird's reichen? Und wenn's wieder losgeht, aus was wollen die Franzosen uns wieder 5-10 Milliarden Kriegsschädigung bezahlen? Die Steuern — man bezahlt sie ohnedies nicht gerne — gehen schlecht ein, die Arbeitslöhne sinken, Massenarbeits-einstellungen sind die Folgen und viele Tausende brotloser hungernder Arbeiter begehen die größten Exzesse.

Da sollte man doch meinen, jeder Vaterlandsfreund müßte zur Besinnung kommen. Nein, der politische Cancan wird lustig weitergetanzt, die Revanchetrompete schmettert Marsignale gegen Deutschland und sie wären längst über uns hergefallen, wenn sie nicht fürchteten, noch mehr verhaßt zu werden wie anno 70.

Vorerst beschränken sich ihre Heldenthaten auf die wüßtesten Schimpfereien und Hesezeien, vermengt mit den lächerlichsten und hirnverbranntesten Prahlereien. Ganz Erstaunliches leistet hierin der sogenannt Patriotenliga, der Maulheld Paul Deroulde, ein halbverrückter Verfemacher, der jeden Deutschen am liebsten mit Haut und Haaren auffressen möchte.

Deutschland lacht über die Narren, aber es hält sein Pulver trocken. Es weiß sehr wohl: der Revanchekrieg wird der letzte Trumpf der Republik sein und die erste Karte, die der König ausspielt, wenn die Reihe wieder an die Orleansisten kommt.

Einen Lusthieb hat der Kriegsminister Boulanger bereits gegen Deutschland ausgeführt, indem er den Gesesentwurf gegen die Spionage einbrachte. Der Franzose riecht in jedem Deutschen einen Spion.

Das Geses ist das miserabelste und feigste Machwerk, das jemals von einer Kammer genehmigt worden ist. Jeder harmlose deutsche Bergnütungsreisende läuft Gefahr, eingesperrt zu werden, wenn er in der Nähe einer französischen Festung nicht die Augen zudrückt. Die guten Franzosen! Sie träumen wieder von einem Spaziergang à Berlin und können mit den Barbaren in Tonking und Annam nicht fertig werden.

Der Krieg Frankreichs mit China dauert schon volle 3 Jahre, ohne daß der Krieg erklärt worden wäre. Hunderte von Millionen hat dieser Krieg, der kein Krieg ist, schon gekostet, Tausende von Soldaten sind in den Gefechten und in den Spitälern gestorben, — aber es war kein Krieg, wenigstens kein ehrlcher Krieg, — ein Raubzug, ein Verbrechen. —

Endlich, endlich hatte man das Worden satt und der französisch-chinesische Friedensvertrag wurde am 24. Oktober von der fran-



Eine halbe Kompagnie deutscher Grenadiere würde den Schurken die Lust zu weitem Bestialitäten benommen haben.

zösischen Kammer genehmigt.

Am 7. Mai genehmigte die Kammer den mit Annam abgeschlossenen Vertrag von Hué, welcher Frankreich ein Protektorat über Annam übertrug.

Die Annamiten schienen jedoch keine Freude zu haben an diesem Protektorat, denn als General Courcy am 5. Juli mit seinen Soldaten sich nach Hué begab, um seine Vollmachten als Protektor und Oberbefehlshaber zu überreichen, brannte der König von Annam durch und 20 000 Annamiten griffen die Franzosen an. Diese aber wehrten sich wacker, schlugen die „Empörer“ mit einem Verluste von 1260 Mann zurück, während sie 60 Mann verloren. Der durchgebrannte König wurde abgesetzt und der Prinz Channong zum König von Frankreichs Gnaden ernannt.

Die französischen Erfolge in Annam hatten aber ein

böses Nachspiel. Die fanatisierten Annamiten fielen in mehreren Provinzen über die Christen her und metzelten Tausende derselben nieder. Das ist der „Friede“ und das sind die Folgen der „Mission“ der Franzosen, welche den halbwilden Asiaten die Segnungen der „Civilisation“ mit Kanonen aufzwingen wollen. Die Kämpfe mit den sogenannten „Rebellen“ nehmen kein Ende und die Cholera dezimiert das französische Heer. „Jede Schuld rächt sich auf Erden.“

Am 25. April ist der Handelsvertrag mit China, der so viel Blut und Geld gekostet hat, in Peking abgeschlossen worden. Wenn er so gut gehalten wird als der Friede? Nun, es wird sich zeigen.

Auch in Madagaskar, welches die Franzosen civilisieren, d. h. ausplündern wollen, ist es ihnen, nachdem sie in verschiedenen Kämpfen mehrmals Verluste erlitten hatten, endlich gelungen, am 10. Dezember einen für Frankreich annehmbaren Frieden mit den Howas abzuschließen.

Die armen Howas müssen das Verbrechen, sich gegen die räuberischen Franzosen gewehrt zu haben, mit 10 Millionen bezahlen und den Franzosen die Besetzung der Bai von Diego Suarez gestatten.

Bei den Wahlversammlungen im September plakten in Paris nicht nur die Geister aufeinander, sondern auch die Prügel und es knallten sogar Revolver.

Das Ergebnis war: 200 Monarchisten, 280 gemäßigte Republikaner und 115 Radikale. Das neue Wahlgesetz hatte sich für die Republikaner nicht gut bewährt: die Zahl der monarchistischen Abgeordneten hatte sich geradezu verdoppelt. Die Herren Geistlichen, die statt zu predigen, in Wahlen machen, werden bei den Franzosen nicht so zart behandelt wie bei uns; vielen wurde wegen Wahlumtrieben der Brotkorb höher gehängt, d. h. der Gehalt gesperrt. Der Kultusminister Goblet, der deshalb in der Kammer „interpelliert“ wurde, sagte: „So lange die Trennung von Staat und Kirche nicht ausgesprochen ist, muß der Priester wie alle öffentlichen Beamten dem Gesetze gehorchen, und so lange ich Kultusminister bin, werde ich diesen Gehorsam zu erzwingen suchen.“ Bravo!

Der Hinkende ruft auch den Franzosen ein Bravo! zu, wo sie es verdienen.

Am 28. Dezember wurde Jules Grevy wieder zum Präsidenten gewählt mit 457 Stimmen unter 582. Die Monarchisten enthielten sich der Abstimmung.

In Frankreich ist nicht gut Prinz sein. Brandreden darf man halten, revolutionen, Skandal machen, den politischen Mord predigen, das ist erlaubt, aber Prinz sein ist verboten. Die Regierung hat jetzt die Ausweisung des Grafen von Paris, des Prinzen Jerome und des Prinzen Viktor Napoleon beschlossen. Was sonst noch prinzipal ist, erhält Aufenthaltskarten, und wenn sie sich nicht gut auführen, heißt es: „March, über die Grenze!“

England.

Nachdem die Adressdebatte im Unterhaus am 26. Januar den Sturz des konservativen Ministeriums

Salisbury, das bekanntlich die rostige Klinge aufgehoben hatte, die Gladstone einfach ins Korn warf, als er sah, daß seine Kunst, namentlich in der Sudanpolitik, zu Ende war, herbeigeführt hatte, verschmähte es der alte Herr nicht, sich um den erledigten Posten wieder zu bewerben. Er erhielt ihn auch, da niemand die bedenkliche Erbschaft antreten wollte.

Der Alte sitzt also wieder auf dem Kutschersbock des Staatswagens und handhabt lustig Zügel und Peitsche und die Fahrt kann losgehen. Im großen ganzen sind in der englischen Politik die Straßen gut und glatt, auf neue Bahnen braucht die alte Karosse nicht übergeführt zu werden, aber auch da giebt es für einen Kutscher gefährliche Stellen und eine der schlimmsten heißt Irland.

Eine böse Ecke dieses Irland und besonnene Leute meinen, an dieser Ecke könne Gladstone den Staatswagen umwerfen und er sei ganz der Mann dazu, der es zustande bringen könne, daß das britische vereinigte Königreich aus dem Leim gehe.

Nämlich um seine vielen Scharten auszuweihen und sein stumpf gewordenes Schwert wieder scharf zu machen, will er Irland als Schleifstein benutzen und am 8. April brachte er die sogenannte Homerulenvorlage ins Unterhaus, die nichts weniger bezweckt, als Irland ein eigenes Parlament zu geben und die Kleinigkeit von 2 1/2 Milliarden Mark zu verlangen, um die großen irischen Grundbesitze anzukaufen und sie den bedrängten Pächtern zu überlassen.

Das letztere wäre nun nicht so unweeg, Bismarck beabsichtigt ja Ähnliches mit unserer volnischen Provinz. Aber ein irisches Parlament ohne Vertretung im englischen Parlament! — das wäre geradezu, als wenn wir den Polen und Elsaß-Lothringern ein eigenes Parlament geben wollten. Da könnten wir nur gleich eine Papierschere nehmen, um auf der Karte diese Provinzen von Deutschland abzuschneiden.

Irland hat ja gegründete Ursache, mit der schwachvollen Behandlung, die es von England zu erdulden hat, sehr unzufrieden zu sein, da sind aber andere Mittel nötig.

Außer den irischen hat England auch sonst noch Schmerzen und es ist längst nicht mehr das Land, in dem die Rosen wild wachsen. Was aber doxt wild wächst und wuchert, ein giftig Unkraut, das sind die Ausschreitungen der sozialdemokratischen Bewegung, die trotz seiner parlamentarisch-freiheitlichen Staatsverfassung anfangen, das stolze England zittern zu machen. Überall Ruhestörungen, Sachbeschädigungen, Arbeitseinstellungen der Fabriken. In London selbst kam es mehrmals zu schmächtlichen Pöbelzeremonien unter Anführung von Sozialisten, zur Blünderung und Zerstörung von Kaufhäusern, wobei die berühmte Londoner Polizei durchgeprügelt wurde. London giebt den Ton an für die Provinz; den Provinzleren gefiel die Musik und überall, in Lancaster, Birmingham, Nottingham, wurde nach dieser Musik getanzt und der Takt wurde geschlagen auf dem Rücken der Polizei.



Die Rebantetempete schreitert Marschsignale gegen Deutschland.

Was die außereuropäischen Feldzügen der Engländer betrifft, so haben sie im Königreich Birma Vorderen und noch andere wertvolle Sachen gepflücht.

Birma liegt in Hinterindien und ist etwa so groß wie Deutschland, hat aber nur ca. 3 Millionen Einwohner. Das Land sticht den Engländern schon längst in die Nase, denn es ist reich an allerlei Natur- und andern Schätzen, auch können sie es gut gebrauchen zur „Arrondierung“ ihrer sonstigen Besitzungen in Asien. Das genügt vollkommen, mit Birma erst Handel anzufangen, es dann zu bekriegen und schließlich in die Tasche zu stecken. Ursachen zum Kriege liegen stets auf der Straße zum beliebigen Gebrauche, man darf sie nur aufheben. Zudem ist der König Tibo in Birma ein gemeiner Kerl, der die Leidenenschaft hat, seine Verwandten abzuschlachten und seine Minister, die stets vor ihm auf dem Banche liegen müssen, durchzuprügeln.

Der Krieg, wie die Engländer diesen Raubzug zu nennen liebten, wäre schnell zu Ende gewesen, wenn sie nicht, als sie ihre Kanonen loschießen wollten, erst gemerkt hätten, daß sie vergessen hatten, das Pulver mitzunehmen. Solche kleine Vergeßlichkeiten kommen dann und wann vor. Als aber das Pulver nachgehinkt kam, war der „Krieg“ bald vorbei. Die Birmanen sind zwar ein Unabhängigkeit liebendes, kräftiges und widerstandsfähiges Volk, aber für ihren König und Feiniger sich zu erhitzen, hatten sie keine Lust, sie leisteten fast keinen Widerstand und so zog General Prendergast in der Hauptstadt Mandalay als Sieger ein.

So hat denn England einmal einen Sieg erungen, ohne vorher Schlage bekommen zu haben. Das geraubte Land wird Indien einverleibt und König Tibo wird kaltgestellt werden wie die vielen andern indischen Fürsten.

Trotz der Eroberung ist aber das Land noch nicht unterworfen. Es herrscht noch vollständige Anarchie, unter den Augen der englischen Besatzung sind in Mandalay 2000 Häuser niedergebrannt worden und bewaffnete Vanden machen den Siegern noch viel zu schaffen. Sie suchen zwar das aufgeregte Volk möglichst zu beruhigen, indem sie „Rebellen“, die nicht von heute bis morgen englisch werden wollen, an die Mauer stellen und totschießen, aber — wissenschaftlich, denn neben den Scharfschützen hat ein Photograph seinen Kasten aufgestellt, um, wie die Schüsse knallen, ein Augenblicksbild aufzunehmen. Der Herr Gouverneur hat die Liebhaberei,

zu sehen, was die „Rebellen“ für Gesichter schneiden in dem Augenblick, wo ihnen die Kugeln in den Leib fahren. Das früher beliebte Wegblasen mit der Kanone ist zu kostspielig, jetzt ist das Erschießen mit Photographie an der Reihe.

Auch der Aufstand im Sudan fladert wieder aufs neue empor und wenn nun vonseiten der Engländer im Sudan irgend etwas unternommen werden sollte, so müßte das Land, das noch von dem Blute der erschlagenen Engländer und Ägypter raucht, von neuem erobert werden.

Nach Beschluß des Parlamentes ist aber vorerst davon keine Rede und mit Ausnahme von etwa 3500 Mann, die in Suatin zurückblieben, wurden alle Truppen nach England und Indien zurückschickt. Der Mahdi, der den Engländern so arg zugeleht hat, ist zwar am 28. Juni wie ein ganz gewöhnlicher Mensch an den Plattern gestorben, aber ein neuer Mahdi, Abdullah, ist erstanden und marschirt an der Spitze von 18 000 Arabern, so daß die geplagten Engländer aufs neue Verstärkungen nach Ägypten schicken mußten.

Wer's am längsten aushalten kann, die Engländer oder die Araber? Sie werden sich so lange raufen wie die beiden Löwen, die sich gegenseitig aufraßen bis auf die Schwänze.

Der Grenzstreit mit Afghanistan ist in beide Teile befriedigender Weise geregelt. Der Emir, der mit England dickste Freundschaft hält, hat von der Königin das Großkreuz des Sterns von Indien zu seinem vorjährigen Ehrenfabel dazu erhalten. Darob ist der biedere Abdurrahman vor Freude beinahe übergeschnappt. Als er das Verleihungsschreiben erhielt, ließ er 101 Kanonenschiffe abfeuern, die Stadt Kabul drei Abende lang illuminieren und die Verleihungsurkunde abschriftlich im ganzen Lande anschlagen. Glücklicher Emir!

Spanien.

„Die schönen Tage in Aranjuez sind nun zu Ende!“

In dieses kleine Paradies, den Sommeritz der spanischen Könige, ist eine Schlange getrocknet, die Cholera.

Sie wütete zwar allenthalben, aber Aranjuez hatte sie vorzugsweise zu ihrem Opfer auserwählt. Sie liebt schöne Gegenden und klassischen Boden und in Italien und Spanien sind ihre Lieblinge.

Als König Alfonso erfuhr, daß in seinem schönen Aranjuez mit seinen 6000 Einwohnern täglich 200



Reisen den Scharfschützen hat ein Photograph seinen Kasten aufgestellt.



Darob ist der biedere Abdurrahman vor Freude beinahe übergeschnappt.

Menschen dem Würgengel zum Opfer fielen, da fehrte sich der ritterliche König nicht länger an die Ratschläge seiner Minister, die für das Leben des jungen Fürsten und vor den Folgen eines Unglücks zitterten, und eilte am 12. Juli zu seinem schwer bedrängten Volke und besuchte die Spitäler, Kasernen und betrat die gefährlichsten Orte des Glends, Trost und Hilfe spendend. — Alfonso, ein edler Mensch, ein tapferer Ritter, —



Eine türkische Krankheit raffte ihn am 25. November dahin.

ein Mann des Rechts und der Pflicht und — ein König!

Leider ist es dem edlen König nicht beschieden gewesen, den Ausgleich zwischen Spanien und Deutschland wegen der Karolinen-Inseln zu erleben. Eine türkische Krankheit, raffte ihn am 25. November da-

hin. Groß war die Trauer aller spanischen Patrioten; denn der König hatte es verstanden, in einem Lande, wo Parteikämpfe und Militärrevolutionen an der Tagesordnung zu sein schienen, Ordnung und Ruhe zu erhalten.

Die Königin-Witwe Christine schnitt ihr langes, schönes Haar ab und legte es zu ihrem toten Gatten in den Sarg. Nachdem sie dem Schmerze dieses Opfer gebracht, erinnerte sie sich an ihre großen Pflichten und übernahm die Regentschaft. Ihr Auftreten war klug und energisch; durch Annahme eines liberalen Ministeriums unter Sagasta beschwichtigte sie die Republikaner und durch ihr entschiedenes Auftreten gegen die Untriebe der Anhänger Borillas und der Parteigänger des Don Carlos trug sie wesentlich zur Befestigung der Poge bei.

Energisch ging auch das neue Ministerium vor und, um jedem Aufstandsversuch in anrühigen Provinzen vorzubeugen, verhängte es über Cartagena, Barcelona und San Sebastian den Belagerungszustand.

Das schönste Geschenk hat aber den Spaniern der Storch gebracht, da er am 17. Mai in dem Königsschloß zu Madrid einen kleinen König in die goldene Wiege gelegt hat. Die schlimmen Hoffnungen, welche Republikaner, Karlisten und die Anhänger der alten Isabella mit ihrer Tugendrose im stillen an eine mutmaßlich schwache weibliche Thronfolge geknüpft, sind zu Schanden geworden. Auch das spanische Volk in seiner Mehrheit jubelt dem Ereignisse im Madrider Königsschloße mit doppelter Freude entgegen, denn es geht den Spaniern wie wohl allen andern civilisirten Völkern: das Weiberregiment auf dem Throne ist nicht nach ihrem Geschmacke. Bis aber der König, der heute noch in seiner Wiege zu strampeln gerührt, auf dem Throne sitzt, vergehen 18 Jahre! Der Dinkende will's den Spaniern und dem kleinen Könige von Herzen wünschen, daß er in 18 Jahren seine Thronbesteigung im Kalender berichten kann.

Orient.

Der Türke ist doch ein recht bedauernswerter alter kranker Mann. Seit Jahren liegt er auf dem Divisions-

tisch und die Professoren England, Rußland und Osterreich sitzen drum herum und schneiden dem armen Kerl ein Stück um das andere aus dem Leibe. Sie nennen das: „Die Karte von Europa berichtigen“.

Und wenn die drei Divisoren ihr Opfer eine Zeitlang in Ruhe lassen, bis es sich wieder soweit erholt hat, um eine neue Operation ertragen zu können, so rumort's von selbst in seinen kranken Gliedern.

Diesmal ist's die türkische Provinz Ostrumelien, südlich vom Balkan, deren Bewohner meist aus Bulgaren bestehen. Nördlich vom Balkan liegt das Fürstentum Bulgarien mit dem Battenberger als Fürsten.

Eines Tages fiel es den Ostrumeliern ein, sie wollten nicht mehr türkisch sein, sondern mit den Bulgaren jenseits des Balkans „ein einzig Volk von Brüdern“. Deshalb machten sie eine Revolution, jagten den türkischen Gouverneur in Philippopol zum Tempel hinaus und forderten den Fürsten Alexander auf, zu ihnen zu kommen und die Regierung zu übernehmen.

Der Türke sollte also wieder um ein bedeutendes Stück Land und um einige hunderttausend Männlein und Weiblein ärmer gemacht werden, und er überlegte sich, ob er sich diesen neuen Schnitt in sein Fleisch gefallen lassen wolle oder nicht. Wenn ja, dann gab es gewiß weitere Abschnitel, denn Bosnien und die Herzegowina gehören zwar heute auch noch zur Türkei, aber die Osterreichler sitzen darin und verwalten und vergewaltigen es, und die Versuchung, Wienerfschnitel daraus zu machen, liegt nahe. Wenn nein, dann giebt's Krieg und der Battenberger wird zu zeigen haben, ob er als preussischer Leutnant gelernt habe, Schlachten zu schlagen.

Das überlegte sich Fürst Alexander und er begriff, daß es sich bei ihm um Sein oder Nichtsein handle. Nahn er die Einladung nach Philippopol an, so erfüllte er den Willen des ganzen bulgarischen Volkes, setzte sich aber in Konflikt mit dem Sultan und mit sämtlichen Mächten des Berliner Vertrages; lehnte er ab, so verlor er durch die Erbitterung seines Volkes seinen Thron. Annahme oder Abdankung! Als ritterlicher Fürst huldigte er dem Wahrspruch: „Wagen gewinnt“ und erließ einen Ruf an das Volk, in welchem er erklärte: „er erkenne die Vereinigung der beiden Länder als vollzogene Thatsache an und nehme den Titel „Fürst von Nord- und Südbulgarien“ an“. Damit war der verhängnisvolle Schritt gethan.



Fürst Alexander von Bulgarien.

Als kluger Mann suchte er den Sultan zu beschwichtigen, indem er die Oberhoheit des Sultans über beide Provinzen vollständig zugestand und um Gutheißung seines Schrittes bat. Ein gleiches Rundschreiben richtete er an die übrigen Mächte. Diese kamen aber durch diesen ganz un erwarteten Orientpektakel in großmächtige Verlegenheit und wußten nicht, was sie sagen und an welchem Bispel sie das Ding anfassen sollten. Besonders Rußland war außer sich vor Wut und der Czar hätte den Battenberger gerne übers Knie gelegt,

wenn er ihn gehabt hätte. Was, dieser kleine Bulgarenfürst von Rußlands Gnaden konnte es wagen, sich ohne des Czaren Erlaubnis als solch „verfluchter Kerl“ aufzuspielen? Er, den der Czar nur als seinen halben Nebenbenedigten betrachtete, dem er nur sein Thronlein gelassen hatte, daß er ihn als Etappenkommandant mit bulgarischer Hilfe den Weg nach der Türkei ebne?

Der bulgarische Kriegsminister, ein russischer General, mußte sofort sein Amt niederlegen und die im bulgarischen Heere dienenden russischen Offiziere wurden schleunigst abberufen, ja, der Grimm verleitete den Czaren sogar zu der russischen Brutalität, den Fürsten von Bulgarien, bisher mit dem russischen Generalsrang bedecet, aus der russischen Armeeliste zu streichen.

Schließlich kamen die Mächte zu dem Entschlusse, in Konstantinopel eine Votschafterkonferenz tagen zu lassen, die auch wirklich am 5. November zusammentrat, um — einzuschlafen, denn man hat bis heute nichts von ihren Thaten vernommen.

Glücklicherweise hielt die Türkei, wohl aus guten Gründen, da sie in dem Bulgarenfürsten ein Bollwerk gegen Rußland erkannte, mit Gewaltmaßregeln zurück und suchte die Sache auf friedlichen und diplomatischen Wege beizulegen. Nicht so friedlich genant aber waren die kleinen Balkanstaaten Serbien und Griechenland, die den Wirrwarr benutzen wollten.

Bulgarien durfte sich nicht vergrößern, ohne daß nicht auch etwas für sie abfiel. Mit der alten Phrase: „Das verlange das Gleichgewicht“, suchten sie ihren Länderbunger zu beschönigen. Serbien verlangte das zu Bulgarien gehörende „Altserbien“ zurück und Griechenland machte Ansprüche auf Makedonien und Kreta. Es schien ein Wettrennen um Länderraub auf der Balkanhalbinsel eintreten zu wollen und kein Besitz mehr sicher zu sein.

Zuerst schlugen die Serben los. Mit den Bulgaren glaubten sie leichtes Spiel zu haben, hatten sie doch 107.000 Mann, gut organisiert und gut bewaffnet, gegen 36.000 Bulgaren ohne genügende Führung, da die russischen Offiziere ausgetreten waren.

Der Drohung folgte die Schandthat auf dem Fuße, denn bereits in der Nacht vom 13. zum 14. November wurde der länderräuberische Überfall ins bulgarische Gebiet ausgeführt, nachdem am 13. November eine grundlose und schandvolle Kriegserklärung vom Zaune gebrochen war. Am 16. November langte der königliche Räuberhauptmann Milan mit dem serbischen Heere, nachdem er in den Gefechten bei Czaribrod, Tren und Kolje zuvor durch Übermacht siegreich gewesen war, vor Slivnitsa an. Hier aber stand Alexander mit seinen Bulgaren und rief den Räubern und Mordbrennern ein donnerndes Halt! zu. Obgleich nur halb so stark wie der dicke Milan, zeigte er diesem, daß er „Schneid“ und nicht umsonst in Berlin Veitnamant studiert hat. Die Bulgaren, durch die Tapferkeit ihres ritterlichen Fürsten begeistert, schlugen tüchtig drein, die Serben konzentrierten sich mit „affenartiger“ Geschwindigkeit rückwärts, und Hallo-Hussa! der Battenberger hinterher.

Überall siegreich, jagte er die Serben wie gehektes

Wild in ihr Land zurück und überschritt am 21. November als Sieger die serbische Grenze. Bei Pivrot stellten sich die fliehenden Serben und wurden am 27. November in einer mörderischen Entscheidungsschlacht abermals geschlagen.

Hier war es, als die Reiben der Bulgaren, durch das fürchterliche Feuer der serbischen Hauptmacht stark gelichtet, zu wanken begannen, daß Fürst Alexander vom Pferde sprang und sich mit dem Säbel in der Faust an die Spitze der Sturmkolonnen stellte. Seine Offiziere drängten ihn gewaltiam zurück, die begeisterten Bataillone aber stürmten die Anhöhe und warfen nach blutigem Handgemenge die Serben zurück.

Ganz Deutschland jauchzte dem heldischen Prinzen zu, der so kräftige deutsche Hiebe austeilte und seine Ehre als Soldat und Fürst im Felde und in der Diplomatie zu wahren verstand, der in der Schlacht mit Todesverachtung jeder Gefahr begegnete und deshalb die Bewunderung und Liebe seiner Offiziere und Soldaten in höchstem Maße genos.

Mit dem Einzug des Fürsten in Pivrot war der Krieg thatsächlich beendet, denn Alexander erklärte sich auf Wunsch der Mächte zu Verhandlungen über einen Waffenstillstand bereit. Dieser wurde denn auch am 21. Dezember abgeschlossen und ihm folgte der Abschluß des Friedens in Bukarest, nachdem Fürst Alexander an der Spitze von 12.000 Mann unter dem Jubel der Bevölkerung seinen Einzug in seine Residenzstadt Sofia gehalten.

Der Krieg auf dem Schlachtfelde war beendet, nun kam der Federkrieg der Diplomaten. Aber auch auf diesem Felde stellte der Battenberger seinen Mann.

Er hatte als Fürst bereits so Thätiges geleistet, daß er sich mit Vergnügen jener Auserung Bismarcks erinnern konnte, der, als der Prinz wegen Annahme des bulgarischen Thrones schwankte, ihm sagte: „Nehmen Sie nur an! Es wird immerhin eine angenehme Erinnerung für Sie sein!“

Mit der angenehmen Erinnerung hat es hoffentlich noch fünf Jahre Zeit, denn auf so lange nahm der Fürst nach langen Verhandlungen seinen Posten wieder an, und nach fünf Jahren — nun da ist der Battenberger auch noch da. Aber noch hat Fürst Alexander seine Sache, die zugleich die der Zukunft Bulgariens ist, keineswegs endgültig gewonnen. Alle Kräfte, die vor dem 18. September zu seinem Sturze thätig waren, sind wieder an der Arbeit. Namentlich bleibt der junge Bulgarenfürst dem Russen ein Dorn im Auge, weil er die Segnungen der russischen Krone verschmähte und sein Land von Sofia und nicht von Petersburg regiert werden will. Der russische Bär lauert Tag und Nacht auf Gelegenheit, den Bulgarenfürsten vom Throne zu reißen, aber der junge Fürst hat einen mächtigen Schutz an England und eine Stütze an dem deutschen Reichskanzler, und seiner Mäßigung und Klugheit gelang es bis jetzt, den Bärenzähnen und den hinterlistig gelegten russischen Fallgruben zu entgehen.

Glückauf! braver Battenberger. Im nächsten Jahre hoffen wir dich wieder jubelnd begrüßen zu können. Auf das Trauerspiel der serbischen Blamage ist die



Die Griechen begannen, fürchtbar mit dem Säbel zu rasseln.

Komödie der griechischen Rüstung und — Ab-rüstung erfolgt. Die bulgarischen Erfolge reizten den griechischen Appetit nach Türkenfleisch und sie faszelten von einem Gleichgewicht, das nur erhalten werden könne, wenn auch sie dem Großtürken ein paar Provinzen vom Leibe rissen. Die Griechen begannen, furchtbar mit dem Säbel zu rasseln und der Türkei die grimmigsten Kampfgesichter zu schneiden und machten gewaltige Kriegsrüstungen — auf Bump, denn Geld hatten sie keines. Der Großtürke hatte den dummen Kriegsschwindel bald satt, er wollte nicht auch Schulden machen, um sich gegen das bellende Griechenland auf dem Kriegsfuße zu halten, und wandte sich an die Großmächte, sie möchten dem kleinen Besizer einen Maulkorb anlegen.

Der wohlgemeinte Rat der Mächte, der Kleine möge sich ruhig verhalten, er hätte kein Anrecht auf türkische Provinzen, fiel in Griechenland auf dürren Boden. Der griechische Ministerpräsident Delvannis, der den ganzen Schwindel angestiftet und stets mit vollen Waden in das auflobernde griechische Feuer geblasen hat, rechnete auf die bekannte Uneinigkeit der Großmächte und gab eine grobe Antwort.

Diesmal aber waren sie einig: Auf einen groben Klotz gehört ein großer Keil; der Keil aber war eine Flotte von 62 Kriegsschiffen und 25 Torpedobooten, die in die Südbucht einlief und der griechischen Regierung sagen ließ, wenn sie bis zum 3. Mai nicht Vernunft annehme, so werde sie die griechische Küste in Blockadezustand versetzen. Man nennt dieses im Diplomatischen: „Ultimatum“, oder zu deutsch: „Das ist mein letztes Wort, nach diesem kommen die Schläge!“ Bei Delvannis waren aber Vernunftgründe nicht mehr zugänglich, er bramarbasierte weiter von Vergewaltigung, von Kampf auf Leben und Tod, von ruhmvollem Untergehen, und da der 3. Mai vorüberging, ohne daß die Mächte eine Antwort erhielten, so wurde die Blockade ins Werk gesetzt. Die Wirkung war bald zu verspüren. Die auslaufenden griechischen Schiffe wurden gezwungen, in ihre Häfen zurückzukehren, oder sie wurden „aufgebracht“, d. h. mit Beschlag belegt, Handel und Wandel lag darnieder und die Griechen mußten ihren griechischen Wein, mit dem sie sonst Deutschland überschwenkten, selber trinken. Außerdem war die Türkei auf dem Sprünge, mit überlegener Macht über die bereits an die Grenze gerückten griechischen Truppen herzufallen und zu vernichten. Da zeigte sich der griechische Held Delvannis in seiner wahren Größe: als trauriger Feigling ließ er sein Land in der schweren Not, die er heraufbeschworen, einfach stecken, reichte am 9. Mai seinem überberatenen König seine Entlassung ein und gab Fersengeld.

Damit aber war das Unglück von Griechenland abgewendet, und mit dem Abgang des Störenfrieds kehrte die Vernunft wieder zurück. Das neue Friedensministerium that sofort die nötigen Schritte, um all die Dummheiten, die begangen worden, wieder gut zu machen und den Friedenszustand wieder herbeizuführen. Sie rüsteten wieder ab, die Blockade wird aufgehoben und ihnen bleibt die Erinnerung, die Schulden und die Blamage!

Amerika.

Am 23. Juli starb nach langen qualvollen Leiden der frühere Oberbefehlshaber im Sezessionskrieg und zweimalige Präsident der Republik Ulysses Grant. Als General, als Held, als Sieger wird ihm das Volk ein begehrtes Andenken bewahren, — seine Schwächen als Politiker, als Präsident und vollends als Geldspekulant werden im Laufe der Zeit vergessen werden.

Bei dem strahlenden Glanze der Sonne vergißt man, daß sie auch Schlachten hat.

Der jetzige Präsident Cleveland ist eifrig bemüht, den Augiasstall auszumisten, den seine Vorgänger ihm hinterlassen haben, — das ist aber bekamlich eine Herkulesarbeit und Cleveland ist — kein Herkules. Der Notstand in den Vereinigten Staaten ist groß und über eine Million Lohnarbeiter sind ohne Arbeit. Dazu kommen die massenhaften Arbeitseinstellungen und ihre Ausschreitungen. Amerika ist ja das Vaterland der „Strikes“, und Arbeitseinstellung kann ja berechtigt sein, so lange sie zur Wahrung gesetzlicher Rechte dient.

Der Arbeiter sagt: Meine Arbeit kostet so und so viel und der Arbeitgeber will nur so und so viel geben. Der „Strike“ ist fertig, bis der Hunger der Arbeiter oder das Interesse des Arbeitgebers zur Verständigung führt. Bei den massenhaft feiernden und darbenenden Arbeitern finden aber Sozialismus und Anarchismus ein nur zu geneigtes Ohr und die Forderung: acht Stunden Arbeit, acht Stunden Ruhe und acht Schilling ist häufig nur noch das Aushängeschild, hinter dem die Arbeiter, aufgehetzt durch anarchistische Wühler, den Kampf gegen die bestehende Ordnung führen.

Der vom Anarchismus gepredigte Krieg aller gegen alle hat auch an der Schwelle der demokratischen Republik nicht Halt gemacht.

Einer der gefährlichsten Heber ist der bekannte deutsche Sozialist Johann Most, den sein Vaterland wie eine Pestbeule ausgestoßen hat. Es ist unglaublich, was dieser freche Schurke für Unheil angestiftet hat und noch unglücklicher, daß die Regierung dieses Krebsgeschwür so lange um sich freisen lassen konnte. Mord und Brandstiftung, Tod den Kapitalisten, Krieg gegen den Staat, Krieg gegen die Kirche! Sie alle sind unsere Feinde! — Das ist das gräßliche Thema, welches in unendlichen Variationen unter das Volk geschleudert wurde. Den republikanischen Nasen der Regierung wurde dies endlich doch zu starkem Tabak, sie ließ den Petroleumhelden verhaften und verurteilte ihn zu einem Jahre Zuchthaus. Der Richter sprach sein Bedauern aus, daß die Gesetze nicht erlaubten, daß dieser größte Schurke, der die Erde besudle, nicht gehängt werden dürfe. — Ein Jahr Zuchthaus! Kuriose Gesetze! Da ist gut Schurke sein; einfache Spitzbuben müßten da ja Prämien erhalten! Thun sie auch und dem braven Cleveland ist es noch nicht gelungen, alle prämierten Spitzbuben in seiner Verwaltung unschädlich zu machen.

Welche Früchte die giftige Saat dieses Most mit seiner Bande gezeitigt hatte, zeigen nur zu deutlich die blutigen Greuelkamen, die sich in Chicago, Milwaukee und andern Städten im Monat Mai abgepielt haben. Zwischen Polizei und Sozialistenhaufen wurden wahre Schlachten geschlagen, in denen es viele Tote und Verwundete gab. In Chicago hatte die Sicherheitsmannschaft sich mit einer Übermacht von 15 000 Aufreißern herumschlagen, meist plünderungsfüchtiges, anarchistisches Gefindel, und wurde hauptsächlich mit Dynamit und Revolver „gearbeitet“.

Schließlich muß doch noch etwas Erfreuliches von Nordamerika berichtet werden: Der Senat hat das Gesetz gegen die Vielweiberei angenommen und wird damit dem Mormonentum der Stab gebrochen. Die verliebten Herren Mormonen, die die Courage hatten, mehr als eine Frau zu besitzen, werden sich jetzt unter den Pantoffel einer einzigen christlichen Hausfrau beugen müssen.